

Riehen

Autor(en): **Wirz, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **11 (1949)**

Heft 12

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Riehen

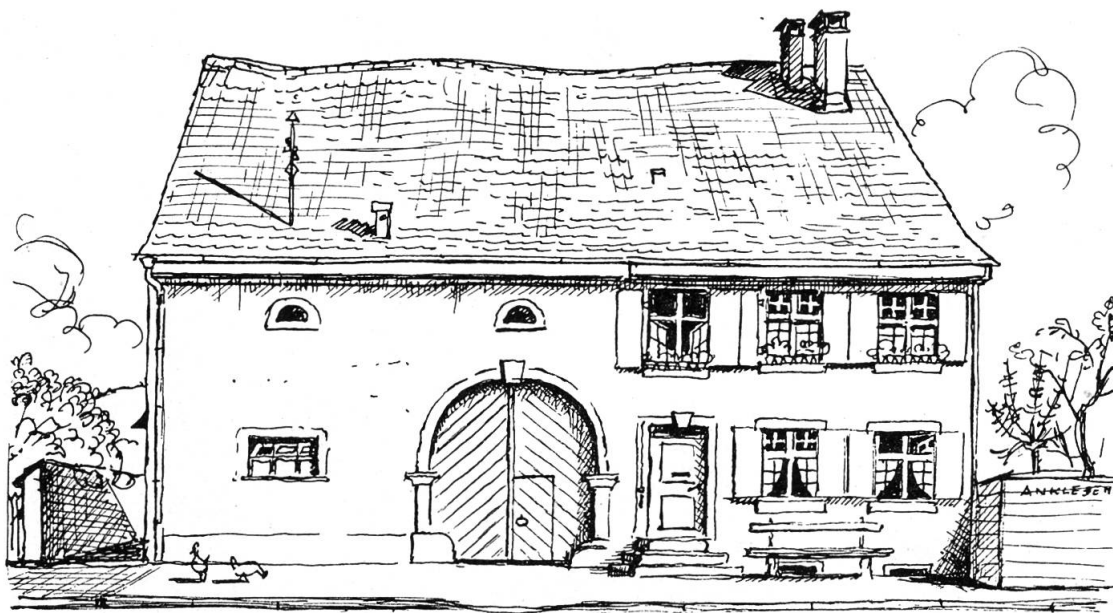
Von Eduard Wirz

Da liegt es, mein Dorf, zu äußerst an der Nordwestecke unseres Landes, wo der Kanton Baselstadt mit Kleinbasel und Riehen und dem kleinen Bettingen auf das rechte Rheinufer hinübergreift ins Wiesental und auf die letzten Ausläufer des Schwarzwaldes. Nur auf eine Breite von zweieinhalb Kilometern ist der Riehener Bann mit der Schweiz verbunden, und der Großteil seiner Grenzsteine trägt auf der Außenseite die Hoheitszeichen des Deutschen Reiches. So nahe an der Grenze! Das dachte jene Frau aus dem Emmental auch, deren Sohn mit uns zu Beginn des Weltkrieges Dienst tat, eines Abends heim telephonierte und wahrscheinlich berichtete, wir seien hier auf drei Seiten vom «Feind» umgeben. Was antwortete das besorgte Mütterchen? «Chum de gly hei, wenn's öbbis set gä!»

Vom Krieg haben wir begreiflich hier an der Grenze einiges gesehen und gemerkt und vor allem gehört, «wo der Franzos so uding schosse het», wie es schon in unserm Johann Peter Hebel heisst. Die Riehener haben die Grenzlage ihres Dorfes nicht erst in diesem Kriege «gekostet». Das konnten sie schon früher tun. Etwa im Dreißigjährigen Kriege. Da achteten beide Parteien die Halt gebietenden Marksteine nicht groß, weil dahinter keine Soldaten standen, und kaiserliche und schwedische Truppen verletzten unser Gebiet, plünderten und stachen nieder.

Auch die Flüchtlingsnot kannten die Riehener jener Zeit. Man muß die Kirchenbücher durchgehen, und man findet unter den Täuflingen Namen aus den meisten badischen Orten unserer Nachbarschaft. Und als in den 1790er Jahren die Franzosen und Oesterreicher in der Gegend waren und sich um den Brückenkopf der Festung Hüningen stritten, da waren wiederum die Riehener Zeugen des Kampfes, und der Dorfweibel notierte in sein Tagebuch: «Da ist unter einem fürchterlichen Kanonenfeuer etliche Stunden nichts anders gewesen, als wann der Himmel in einem Wetter offen stünde. Da hat man die feurigen Bummen gesehen über das Weiler Feld fliegen wie Vögel in der Luft.»

Das Dorf hatte in jenen Jahren immer eine kleine eidgenössische Besatzung, und etwa sind die Soldaten dabei gewesen, wenn der neue Landvogt, es war Lucas Legrand, der letzte, der dieses Amt versah, seinen Antritt machte und im «Röbli» ein «schön Mittagessen spendete, nebst dem Wein, auf den Mann ein Maß. Was

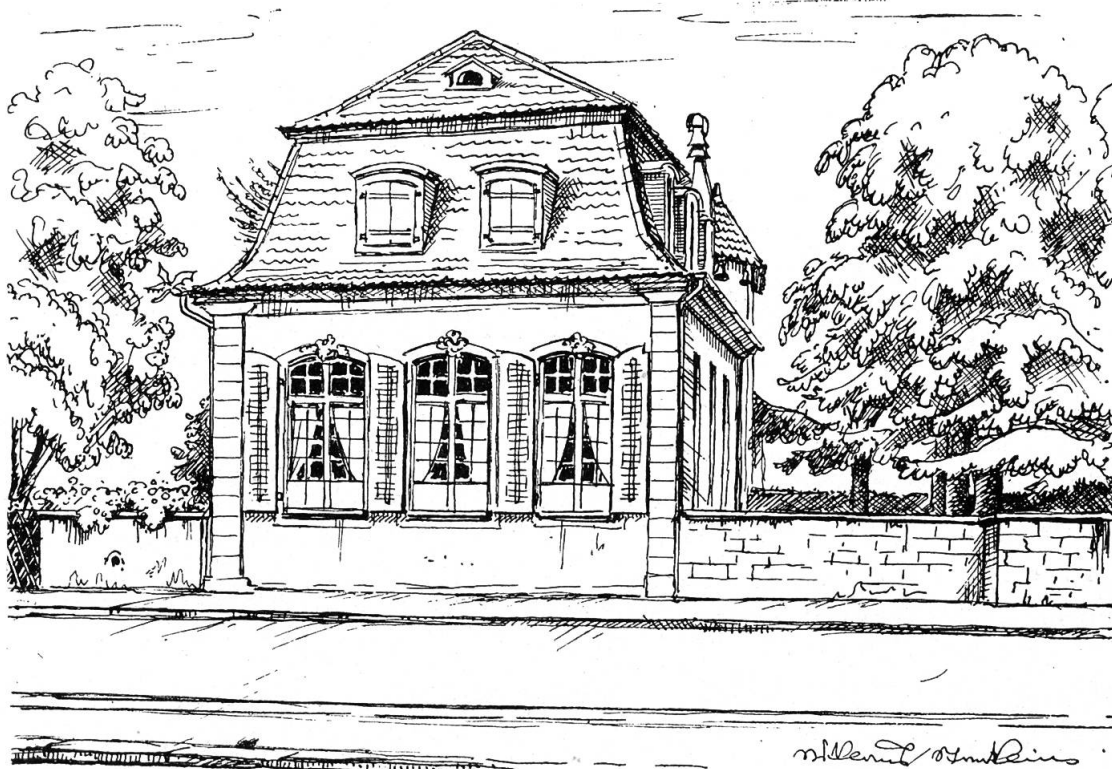


Bauernhaus des Glöglihofes in Riehen
 Zeichnung von Niklaus Stoecklin

aber mehr erfordert, so hab ich den Befehl gehabt, zu holen, welches auch geschähen». Der alte Weibel wird geschmunzelt haben, als er diesen Satz niederschrieb. Die Riehener sind zu jener Zeit mit dem Trinken nicht zu kurz gekommen, denn ihr Dorf saß ja mitten in den Reben. Heute ist es nur noch ein kleines Stücklein im «Schlipf», dem Abhang des Tüllinger Hügels. Aber dorthin getraut sich kein Schweizer von jenseits des Rheins, denn sie glauben, man sei dort bereits im Deutschen, dieweil doch der Rebhang noch gut eidgenössischer Boden ist.

Ein fruchtbarer Grund war unser Boden schon immer. Hat doch schon vor zweihundert Jahren ein gelehrter Basler geschrieben:

«Die ganze Gegend hier
 Ist voller grüner Auen,
 Der Boden überall
 Gut, fett und wasserreich,
 Voll Bäume, voller Frucht
 Und einem Garten gleich.»



Cagliostro-Haus des Glöglhofes in Riehen
 Zeichnung von Niklaus Stoecklin

Da sind unsere Kirschbäume dabei, die jeden Frühsommer die ersten Früchte in der Schweiz liefern. Damals, in der «guten alten Zeit», war Riehen ein reines Bauerndorf; noch keine 1500 Einwohner zählte es vor hundert Jahren, heute sind es 10000. Es ist in den letzten Jahrzehnten zu einem städtischen Vorort, genauer gesagt, zu einem blitzsauberen Gartendorf herangewachsen, Gärten, nicht Fabriken, Bäume und Blumen, nicht Kamine und Rauch wurden seine Kennzeichen. Das neueste Riehen nimmt einen andern Charakter an. Hier herrschen die großen Wohnkolonien vor. Die alten Basler, die ja immer besondere Feinschmecker waren, wußten schon längst, wie schön es «auf dem Lande» in Riehen war. So baute eben der eine und andere hier einen Gutshof mit einem Sommerhaus im Bauernstil. Im 18. Jahrhundert erfuhren dann diese Güter eine gründliche Umgestaltung. Haus und Garten wurden nach französischem Muster umgebaut. Aus den einst bescheidenen Sommerhäusern entstanden Herrensitze, umgeben von prächtigen Parkanlagen, und die ehemaligen Weideplätze wurden zu Gartenanlagen umgewandelt, die mit ihrem herrlichen Baumbestand noch heute die Zierde des Dorfes bilden.

Da steht gleich zu Beginn der alten Siedlung der «Gögglihof», und dabei im Schatten der großen Kastanien sein besonderes Schmuckstück, der Ratenpavillon, der dem Gut den Namen gegeben hat. Wer den reizenden Barockbau näher betrachtet, der entdeckt an einer Dachecke beim Türmchen kleine Glöcklein. Cagliostro-Pavillon heißt das Häuschen auch, weil, wie die einen sagen, es in den 1780er Jahren nach den Plänen des rätselhaften Propheten und Goldmachers Graf Cagliostro erbaut worden sein soll. Früher hieß es wohl, es sei nicht ganz geheuer darin. Aber wenn Sie je sein entzückendes Innere gesehen haben, so weisen Sie diesen Verdacht entrüstet zurück.

Und nun können wir unsern Entdeckungsgang fortsetzen, denn wir haben ja erst einen Anfang gemacht. Noch manchen interessanten Bau, manche schöne, einladende Hofanlage, manches Gitterwerk, das man gerne zeichnen möchte, würden wir sehen. Und treten wir in das Innere, in weite Hallen und hohe Zimmer, steigen wir über breite, vornehme Treppen oder gehen wir der Windung einer Wendeltreppe nach, wir möchten nicht so bald scheiden. Da ist z. B. das alte, behäbige Wettsteinhaus, das voller Erinnerungen an den großen Bürgermeister und seinen allzeit durstigen Diener «Giggishans» steckt, der den Herrn auch auf seiner Fahrt nach Münster und Osnabrück begleitet hat. 1635 ist das Gut in den Besitz Wettsteins gekommen. Die Riehener zählen den berühmten Basler Bürgermeister übrigens zu den Ihren, denn bevor er das höchste Amt im Kanton antrat, war er während neun Jahren, in der ersten Hälfte des Dreissigjährigen Krieges, Landvogt in ihrem Dorf. Er machte in Riehen seinen «Lehrplätz».

Das Wettsteinhaus steht am Kirchplatz. Um das Gotteshaus gruppierten sich und stehen heute noch die wichtigsten Gebäude, darunter das Gemeindehaus, die alte Wacht, das Pfarrhaus, das Klösterli, der Meierhof und die Landvogtei. Dort erzählen die Wappen von den frühern Besitzern des Dorfes. Das Meerweib mit dem Stern deutet auf das Kloster Wettingen hin, dem die Kirche und der darum liegende Dorfteil gehörten. Der eigentliche Oberherr war der Bischof von Basel, bis im Jahre 1522 die Stadt das ganze Dorf um die Summe von 6000 Gulden kaufte.

Die Kirche war einst mit einem Ring von kleinen Speichern und Scheunen umgeben, war also eine Festungskirche. Von Belagerungen weiß man allerdings nichts. Bloß Kanönlein hatte man auf der Mauer oder oben im Turm, mit denen man wohl zu Zeiten Signal- und Alarmzeichen gab. Vor einigen Jahren hat man das Gotteshaus aufs glücklichste renoviert, so daß heute die Kirche ein wahres Schatzkästlein darstellt. Bei dieser Gelegenheit hat man auch Näheres über ihre Geschichte erfahren. Man wußte, daß sie als Martinskirche zu den ältesten Gotteshäusern der Gegend zählte. In ihrem Chor verkündet eine Tafel,



Die Wettstein-Häuser in Riehen
Zeichnung von Niklaus Stoecklin

daß in den 1690er Jahren, als sich nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges viele Flüchtlinge in Riehen angesiedelt hatten, die Kirche um einen Drittel erweitert worden ist. Nun stellte man Grabungen an und stieß auf die Grundmauern der ältern, gleich langen, aber eben schmälern Kirche, die aus der spätgotischen Zeit stammt. Nicht genug damit. Man konnte noch den Grundriß eines merovingischen Gotteshauses finden. Und dieser Kirche ist schließlich noch eine weitere, allerälteste Anlage vorausgegangen, wie die entdeckten Plattengräber und die Tonfunde bezeugten.

Noch ein Wort zu den Landsitzen. Der eine und andere ist in einer unserer Anstalten aufgegangen. So hat sich z. B. 1838 die Taubstummenanstalt in einem alten Landhaus niedergelassen, und 1852 wurde auch die Diakonissenanstalt in einem ehemaligen baslerischen Landsitz eröffnet.

Und wenn Sie nun nach Riehen kommen, machen wir zusammen unsern Spaziergang, *den* Basler Spaziergang. Der führt zum höchsten Punkt des Kantons, auf die Chrischona, 520 Meter über Meer.

«Und wenn der Tag erwacht,
Was isch's nid für e Pracht!
Der lieb Gott, meint me, well selber cho,
Er sig scho a der Chrischone,
Und chöm jetzt enanderno».

Natürlich ist das wieder Hebel. Aber wir sind ja mitten im Hebelland, zwischen Basel und Hausen. Wir kommen am hochherrschaftlichen Wenkenhof vorbei, dessen architektonischer Garten, der einzige dieser Art in der Schweiz und weit in der Runde, auf einen Plan Lenôtres, des Schöpfers von Versailles, zurückgehen soll. Nun steigen wir durch den Wald hinauf, und da thront das alte Wallfahrtskirchlein St. Chrischona. Aus seinem Turmstübchen blickt man in drei Länder, und wenn der Wettergott es gut mit uns meint, sieht man durch die Einschnitte der blauen Juraberge die weißen Spitzen der Alpenkette blitzen. Dann drängen sich drunten auf der Kirchenterrasse kleine und große Wißbegierige um die Orientierungstafel und gehen auf Entdeckungsreisen im schweizerischen Vaterland aus.

Sturmzeiten vor hundert Jahren

Von Hermann Schneider

«Im Hochland fiel der erste Schuss!»

Die überraschenden Ereignisse in der Schweiz im Jahre 1847 lösten im geknechteten Europa eine Revolutionswelle aus, welche die Throne der Fürsten der heiligen Allianz derartig erschütterte, daß wohl oder übel eine Intervention in der Schweiz nicht mehr in Frage kommen konnte, anderseits aber auch der neuen Eidgenossenschaft die Lösung allerschwierigster Probleme nicht erspart blieb.

Neu verjüngt hatte die Eidgenossenschaft ihre alte Souveränität aus eigener Kraft wiedergewonnen. Fest entschlossen, ihre geschichtlich gewordene Neutralität freiwillig auch fernerhin aufrecht zu erhalten, machte sie einerseits vom Asylrecht eines souveränen Staates gegenüber ehrenhaften und ruhigen politischen Flüchtlingen weitherzig Gebrauch, lehnte es aber anderseits ebenso unzweideutig und selbstverständlich ab, aus ihrem Asylrecht eine Asylpflicht für turbulente Elemente ableiten zu lassen.